

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 3 (1909)
Heft: 5

Artikel: Gustav Werner (Schluss)
Autor: Wernle, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-132013>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Frieden.

O wo sind die Tage, da meine Seele
 Auf den grünen Feldern des Menschenlebens
 Mit dem Drang der nimmer erlahmten Sehnsucht
 Suchte den Frieden?

Nun im Glühn des Mittags erlernt' ich's langsam:
 Nicht am Wege wachsen die Lebensblumen.
 Wissend, wollend schaffe dein hohes Glück dir,
 Finde den Frieden!

Und gehorsam baute mein Glück der Wille,
 Froh der Kraft und froh des geschaff'nen Werkes.
 Tief nur tönt's: Wird' einst ich noch frei von Schranken
 Finden den Frieden?

Gottfried Bohnenblust.

Gustav Werner.*)

(Schluß.)

Aber bei dieser Rettungsanstalt für Kinder blieb nun Werner nicht stehen, es galt, den Kindern für Beschäftigung nach der Konfirmation zu sorgen, wenn nicht alle angewandte Mühe umsonst sein sollte. Zur Hausindustrie und Landwirtschaft mußte die Groß-

*) Wer sich eingehender über Gustav Werner unterrichten will, sei auf die größere Schrift von Paul Wurster, Gustav Werners Leben und Werke, Reutlingen 1888 und auf die davon abhängige kleinere Jubiläumsschrift von G. Neile, Gustav Werner und sein Werk, Calw und Stuttgart 1909 verwiesen. Meine Skizze fußt ganz auf diesen beiden Büchern; außerdem hat mir eine frühere „Hausgenossin“ Gustav Werners einen Sammelbund mit nachgeschriebenen Vorträgen und kleinen Schriften Werners zur Verfügung gestellt und einiges aus dem Schatz ihrer Erinnerungen hinzugefügt, das mir besonders wertvoll war.

industrie im gleichen christlichen Geist betrieben, sich gesellen. Doch hat nicht nur das eigene begonnene Rettungswerk Werners Gedanken in dieser Richtung geführt, sondern weit mehr noch die Aufmerksamkeit auf die große wirtschaftliche und geistige Veränderung der Zeit. Das Jahrzehnt vor der 48er Revolution hat auch in Deutschland einen Aufschwung des Fabrikwesens und als Rehrseite einen unheimlichen Anwachs des Pauperismus gebracht, die neuen Maschinen begannen eine Menge kleinerer Gewerbe herabzudrücken und zu vernichten, und das aus dem Mittelstand sich rekrutierende Proletariat war der schlimmsten Ausbeutung der Großindustriellen preisgegeben. Aus Westeuropa aber drangen die kommunistischen Theorien herüber und belebten den Revolutionsgeist in der Arbeiterschaft. Es ist die Zeit, wo auch bei uns in der Schweiz zum erstenmal das Thema des Pauperismus und des Kommunismus an unsern Predigerversammlungen behandelt wurde, und wo gleichzeitig im Norden Wichern mit hellster Aufmerksamkeit die Zeichen der Zeit verfolgte, um daraus das Programm seines christlichen Sozialismus zu gewinnen und den Versuch zu machen, die Kirche zu mobilisieren für die Aufgaben der neuen Zeit. Zu den ganz Aufmerksamen gehörte denn auch Gustav Werner, der schon vor 1848 und erst recht nachher die neuen Probleme durchdachte und eine dem christlichen Geist entsprechende Lösung zu finden glaubte. Auch er sah mit Schrecken die Konzentration des Kapitals an immer wenigern Punkten und sein unheimliches Uebergewicht über die Arbeit, er wußte Bescheid von den meist gedrückten Arbeitslöhnen, die nicht genügen, oft nur die notwendigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, er sprach von der verzweifeltsten Lage der Arbeiterschaft und der nicht nur durch die Konkurrenz, sondern vor allem durch die Selbstsucht gebundenen Situation der Fabrikanten, da, auch wo der Arbeitgeber höheren Lohn zu bezahlen im Stande wäre, keine Macht vorhanden sei, die ihn zwangsweise dazu nötigen könnte. Aus dem materiellen Elend sah er klar das geistige mithervorgehen; „die äußere Not läßt dem Menschen nicht den rechten Boden mehr zum Frommwerden, sie stumpft ihn zu sehr ab.“ Was ist nun aber zu tun? Keine Rückkehr zu den alten kirchlichen und politischen Formen, das ist nach Werner nicht möglich und würde, wenn versucht, nur zum Verderben ausschlagen. „So wenig als der Schmetterling in seine Puppe, so wenig kann der Menscheng Geist in seine alten Formen zurückgebracht werden.“ Wir brauchen eine neue Organisation der Gesellschaft, und das Band, das sie neu verbinden soll, kann nach Werner nur das göttliche Gesetz der Nächstenliebe, in Tat und Wahrheit umgesetzt, sein. Christus muß als König anerkannt werden in der Großindustrie, das Gottesreich der Liebe und Gerechtigkeit muß in den Herzen wie in den äußeren Verhältnissen sich verwirklichen. Das klingt zunächst sehr vag und sehr theologisch, aber Werner hat es ganz konkret verstanden. Er fordert eine neue Art von Fabriken, in denen es weder

der Arbeitgeber noch der Arbeitnehmer auf persönlichen Gewinn abgesehen hat, sondern die eine Gemeinschaft der Arbeit und des Konsums alle leiblichen und geistigen Bedürfnisse befriedigt, also einen christlich kommunistischen Großindustriebetrieb. Und er fordert für den bedrohten Mittelstand eine Assoziation der kleinen Leute, da man sich gegenseitig Arbeit und Verdienst verschafft, einander die Erzeugnisse abnimmt und aus einer gemeinsamen Kasse Anlehen zum Ankauf von Grundstücken und zum Betrieb eines Gewerbes bekommen kann. An den Staatssozialismus hat er nicht gedacht und erst recht nicht an eine Bergesellschaftlichung der ganzen Produktionsmittel und der Produktion, alle Fortschritte erwartet er von der Initiative der Einzelnen, von Einzelversuchen gemeinschaftlicher Arbeit, die zur Nachahmung anregen und allmählich immer weitere Kreise ziehen. Das ist seine Idee des christlichen Sozialismus, es ist nicht in erster Linie eine neue Wirtschaftsordnung, sondern ein neuer Geist, ein neues Ernstmachen mit der Bruderliebe, das aber wenigstens im Fabrikwesen von Werner so radikal gedacht ist, daß nicht nur das Privateigentum, sondern auch die Privatfamilie dem kommunistischen Ideal zum Opfer fällt. Zuweilen kam ihm der Zweifel, ob es nicht schon zu spät sei, „ob die Liebe in unserm verkommenen Geschlecht noch eine solche Herrschaft erringen kann, daß sie die tiefen Wunden der Gesellschaft zu heilen vermag, ohne daß eine Auflösung mit ihren Leiden und Schrecken ihr vorhergehen muß.“ Aber sofort überwältigte ihn wieder die Hoffnung, sein altes Erbe von Swedenborg und Oberlin her. Wenn einmal an einem Punkt in der Welt mit der dienenden Liebe voll Ernst gemacht wird, wird ein Segensstrom aufs Ganze fließen müssen. Dabei traf bei ihm seine Gottesreichsbegeisterung mit der nationalen Begeisterung zusammen; dem deutschen Volk, so glaubte er, sei die große Mission, die wahrhaft priesterliche Aufgabe zugefallen, daß das Reich Gottes der Menschheit gebracht werde, in vorzugsweisem Sinn sei das deutsche Volk ein Gottesvolk. Von da aus konnte er, ohne im geringsten Sinn Revolutionär zu sein, das Revolutionsjahr 1848 begrüßen, er sprach von dem großen Fortschritt in Anknüpfung an die Proklamation der Grundrechte, nicht etwa nur, weil ihm selbst sich nun die Kirchen öffneten und ihm der Gewinn der neuen Versammlungs- und Assoziationsfreiheit zu gute kam, sondern vor allem, weil er hoffte, daß die politische Freiheit so ausgebaut werde, daß Recht und Gerechtigkeit für jeden allgemein gehandhabt werden, daß das Reich der Nächstenliebe anbreche auf der Grundlage der Volksfreiheit. Während Wichern auf dem Wittenberger Kirchentag die Kirche zur innern Mission aufrief, wandte sich Werner mit seinem Aufruf an alle „Freunde Gottes und der Menschen“ und traf gerade mit dieser weitherzigen Adresse einen wesentlichen Zug der Zeit. Er hat zweifellos die größere weitere Hoffnung gehabt als der ähnlich gestimmte Mann von Hamburg; weiter, ohne alle die kirchlichen und dogmatischen Be-

schränkungen, ohne die sich Wichern und später Stöcker ihre soziale Arbeit nicht denken konnten, größer, weil Wichern nie in solcher Weise die Apokalypitik in seine sozialen Ziele verwob. Man mag darüber den Kopf schütteln, wie man will, aber es ist doch etwas Gewaltiges, daß in diesem Deutschland ein Mann nicht gefehlt hat, der in den furchtbaren Krisen, welche die Großindustrie über einen großen Teil der Welt brachte, einfach die Geburtswehen des Gottesreichs schaute und mit gehobenem Haupte dem Morgen entgegenharrte, da Gott und seine Liebe König geworden seien in der modernen Industrie. Schwärmerei gewiß, aber eine Schwärmerei, ohne die ich die Geschichte des 19. Jahrhunderts nicht haben möchte. Daß aus der Schwärmerei nichts Greifbares geworden ist, das ist nicht Werners Schuld, sondern die Schuld der Christen, der Reichen und Mächtigen voran, welche die Aufgabe dieser weltgeschichtlichen Stunde verträumten und bis heute noch nicht begriffen haben, was die Arbeiterbewegung von ihnen verlangt.

Bei Werner ging es nach dem Grundsatz seines Lebens: „Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert.“ Es galt selber den Versuch zu wagen, in einem größern Geschäft die Gerechtigkeit des Königs Christus zur Ausführung zu bringen. Er kaufte eine unbenuzte Papierfabrik bei Reutlingen um den Preis von 40,000 Gulden mit dem Angeld von 4000 Gulden, das er von Reutlinger Bekannten bekam. Leider bedurfte es gerade weiterer 40,000 Gulden, um die Fabrik in Stand zu setzen, aber auch die bekam er und eröffnete am 7. Mai 1851 den Betrieb der Fabrik. Es war ein feierlicher Augenblick, als Werner diese Fabrik zu einem Tempel Gottes weihte, der nie zu weltlichen Zwecken verwendet werden dürfe, der das Eigentum des Herrn bleiben solle für immerdar. Ein Schritt zur Aufrichtung des Gottesreichs, ein Anfang, „um dem Herrn Christus die Reiche der Welt zu Füßen zu legen,“ sollte damit gemacht werden. Einige Jahre später, als sich ergeben hatte, daß sich trotz aller erdenklichen Mühe kein ganz klares Wasser zur Reinigung des Papierstoffs erzielen ließ, wurde ein Teil der Papierfabrik unter der Leitung des Schweizers Schlatter in eine mechanische Werkstätte verwandelt, es entstanden da Schlosser- und Schmiedewerkstätten, Eisen- und Messinggießerei, später eine Maschinenfabrik. Dafür wurde an günstiger Lage die Papierfabrik in Dettingen erbaut und am 26. Dezember 1861 eingeweiht, ungeachtet aller Sorgen und Enttäuschungen, welche die verflossenen 10 Jahre gebracht hatten, mit einem wo möglich noch größeren Enthusiasmus als das erstemal: „Es ist ein großer Schritt vorwärts getan in dem Tatbeweis, daß Christus auf Erden regieren kann und daß das Reich Gottes nicht nur in den Himmel gehört, sondern auch auf diese Erde.“ Aber die Begründung dieser Großindustrie in Reutlingen und dann in Dettingen war nur ein Teil des Programms Werners. Dazu kommen noch zwei ganz andere Arbeitszweige, der „Verein zu gegenseitiger Hilfsleistung“, 1852 gegründet unter dem Symbol:

„Liebe zu Gott dem Einen und dem Nächsten“, vorzüglich zur Hebung und Erhaltung des Mittelstandes mit dem Hauptzweck, den kleinen Leuten in geschäftlicher Not Darlehen gegen bloße Bürgschaft zu ermöglichen. Die Organisation hat sich eigenartig entwickelt durch allerlei Experimente hindurch und wurde schließlich ganz im Gegensatz zu ihrem ursprünglichem Zweck vor allem eine Unterstützungsanstalt für die Wernerschen Anstalten. Sodann Tochteranstalten des Neutlinger Rettungshauses, in einer Zeit arger Hungerjahre zuerst in Fluorn im Schwarzwald, dann über das ganze Schwabenländchen an 20 Orten erstellt, wo gerade die Not dazu gemahnt hatte, Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder mit landwirtschaftlichem Betrieb, zum Teil vom Mutterhaus in Neutlingen und von den Neutlinger Freunden unterhalten, zumteil auch wieder gegenseitig sich stützend und aushelfend je nach Vorrat und Bedarf. Werners Hoffnung war, daß alle diese Anstalten, die natürlich meistens durch fremde Gaben und Darlehen zustande gekommen waren, sich schließlich selber erhalten sollten, wobei besonders der Gewinn der Papierfabrik und der mechanischen Werkstätte dem Mutterhaus und seinen Tochteranstalten aushelfen sollte.

Im Jahre 1862 ließ Werner einen Bericht ausgehen mit dem Titel: „Das Mutterhaus Gotteshilfe in Neutlingen und seine Zweiganstalten.“ Darin verzeichnet er seine 24 Zweiganstalten, 228 Hausgenossen, die mit ihrem Gut und ihrer ganzen Arbeitskraft dem Haus gehören, 872 Arbeiter über 14 Jahre alt, meist Lehrlinge und Jungfrauen, 216 Versorgte, d. h. alte, kränkliche, schwachsinnige oder sittlich verkommene Leute, die ihren Lebensunterhalt nur in unzureichender Weise verdienen können, 438 Kinder, im Ganzen 1754 Personen. Der nächste Zweck sei eine gesunde umfassende Jugenderziehung, besonders der armen und verwahrlosten Kinder, ein weiteres Ziel zweckmäßige Versorgung der Armen und gründliche Verbesserung der Verwahrlosten, das höchste Ziel aber sei die Verherrlichung des Christentums und die Verbreitung des Gottesreichs auf Erden. Es soll der neue Himmel und die neue Erde kommen, darinnen Gerechtigkeit wohnt, es soll der Wille Gottes auf Erden geschehen, es soll das göttliche Gesetz der Nächstenliebe auf die äußern Verhältnisse angewendet werden. Diese Gottesreichshoffnung trug alle Unternehmungen Werners und gab ihm die Schwungkraft und den Wagemut, mit dem dieser Mann ohne jedes eigene Kapital eine ganz neue Welt von Arbeitswerken schaffen konnte. Zuweilen hat der Enthusiasmus ihn und seine Hörer ganz übermannt, so an manchen Festen, besonders den Pfingstfesten, da Werner wie mit einer neuen Zunge redete und die Zuhörer glaubten, ganz unmittelbar vor dem Paradies zu stehen. Das Festfeiern hat man überhaupt in allen seinen Anstalten so wunderbar verstanden, wie es Wichern im Rauhen Haus gelungen war; ohne ihre Feste hätten schwerlich diese Erwachsenen und Jungen mit der harten Arbeit und der kargen Mahlzeit ihre Aufgabe geleistet, aber da übernahm sie immer wieder die

Gottesnähe und die wunderbare Hoffnung und stählte ihre Kraft und ihren Mut. Man kann hier sehen, wie doch die Freude das tragende Element des Lebens, zumal des gemeinschaftlichen ist, wie alle Erziehung anders gedeiht und alle Arbeit anders vorangeht, wenn dann und wann die Freude befreiend und erfrischend in die Werktagsarbeit tritt. Es war dabei viel harmlose Lustigkeit und Kindlichkeit, viel Spielen und Singen der Großen mit den Kleinen, aber freilich gaben der Dank an den göttlichen Geber und das Gefühl seiner treuen tragenden Liebe dieser Freude ihre Eigenart. Werners Frömmigkeit entbehrt nicht eines asketischen harten Tones, aber gerade darum, weil er seinem und seiner Mitmenschen Willen so viel abverlangte, bedurfte er umsomehr des Sonnenscheins und der Gewißheit gnädiger Vaterliebe über allem seinem Eifer und seiner Sorge. Von einer seiner Geburtstagsfeiern sagte er selbst: „es war wie ein Ausruhen in frischender Kühle nach des Tages Last und Hitze, wie ein frischer Quell, der dem ermüdeten Wanderer Labung und Stärkung heut“. Was muß aber für eine Anziehungskraft der Liebe in diesem Mann gewesen sein, daß er eine so große Zahl von Männern und Frauen, selbst von Verheirateten, so an sich zog, daß sie auf ihren eigenen Besitz verzichteten und Hausgenossen in der neuen kommunistischen Urkirche wurden! Sie lebten in der strengsten Arbeit und der allergrößten Mäßigkeit und sahen den ganzen Ertrag ihrer Arbeit von den Armen verzehrt, all das ohne Lob von Werners Seite, als ein Opfer der Liebe, das für einen Christen selbstverständlich sein sollte. Im Gegensatz zum Katholizismus gab es da keine besondere Verdienstlichkeit; doch schwebte Werner öfters so etwas wie ein evangelisches Kloster vor, er wollte den richtigen Gedanken, welcher der Stiftung der Klöster zu Grunde liegt, ohne das Falsche daran, verwirklichen. Da war die Armut (der Verzicht auf allen Eigenbesitz), die Keuschheit (bis hart an die Grenze des Cölibats), der Gehorsam, der sich wider eigene Neigung da oder dorthin beordern ließ, freilich ohne bindendes Gelübde, mit der Freiheit zu gehen, wie man gekommen war, und all dieser klösterliche Verzicht nicht im Dienst der Heiligung der eigenen Person, sondern im Dienst der Bruderliebe, für die andern zuerst und erst zuletzt auch zur eigenen Läuterung. Und wie gewaltig war Werners Ideal: „eine Gemeinde ohne Flecken und Kunzel, welche die Macht des Feindes brechen und durch ihre Liebe aller Leibes- und Seelennot ein Ende machen würde!“ Wir stehen hier allerdings an der Grenze evangelischen Empfindens; man kann von da aus wohl nachfühlen, daß mancher evangelische Christ, der in seinem Luther lebte und alles Heil von Gott empfangen, nicht aber zu erobern gewohnt war, nicht mitgehen konnte. Wenn wir mit tiefer Ehrfurcht zu diesem Heiligen des Protestantismus aufschauen, so dürfen wir doch daneben auch dem Reformator danken, der uns trotz aller Schulden und Mängel, die uns nachgehen, die Freudigkeit und Unbefangtheit der Gotteskindschaft erstritten hat.

Dem nun sind auch die Schattenseiten zu nennen, und ist der Weg zu zeigen, der diese ideale Stiftung zur Katastrophe führte, nicht ohne eigene Schuld des Gründers. Selbst unter den Hausgenossen wurde das Ideal der Gemeinde ohne Flecken und Runzel nicht erreicht, ihrer manche sind nach dem Erkalten der ersten Liebe wieder rückwärts in die Welt gezogen, und unter den Treugebliebenen hat es nicht an den Eifersüchteleien und all den Menschlichkeiten gefehlt, und Werner war der erste, der sich das gestand. Mehr noch, der ganze Plan zeigte eine Seite, an der er undurchführbar war. Kommunismus und Familie gehen auf die Dauer nicht zusammen, entweder erdrückt die Gemeinschaft die Familie oder die Familie zersprengt die Gemeinschaft aller mit allen. Der Pietismus zeigt in der Geschichte der Labadisten im 17. Jahrhundert ein berühmtes Beispiel und auch Werners Bruderbund gibt mehr als eine Bestätigung; haben doch auch die meisten neuern kommunistischen Theorien es mit der Familie so leicht genommen. Daß Werner selbst keine Kinder hatte, vereinfachte zwar die Sache, aber nimmt ihm etwas von seiner menschlichen Vorbildlichkeit, jedenfalls hat er auf die Frage, wie denn wirkliche Familien sich kommunistisch organisieren können, uns keine Antwort gegeben. Ferner aber reichten seine Hausgenossen, die sich ganz in den Dienst seines Ideals stellten, lange nicht an Zahl zur erforderlichen Arbeitsbewältigung aus; es fehlten die Leute, die für die Arbeit ohne Privatlohn zu haben waren, und so mußte Werner in seinen Fabriken und Werkstätten mit bezahlten Lohnarbeitern sich behelfen, die er natürlich human behandelte, aber die wieder einen fremden Geist in sein neues System brachten. Und wenn sie zum großen Teil bis in die letzte Zeit seines Lebens ihn nicht verstanden in seiner absoluten Selbstlosigkeit, so hat er auch wieder sie in ihrem Selbstständigkeitsdrang nicht begriffen, so daß dieser Mann mit dem allerwärmsten Herzen für jeden einzelnen Arbeiter dennoch der großen modernen Arbeiterbewegung verständnislos gegenübergestanden hat. Endlich — und das ist freilich der Punkt, bei dem wir in der Kritik gut tun, am zurückhaltendsten zu urteilen — es fehlte an der ökonomischen Fundamentierung, an der Solidität von Anfang an. Alles ist möglich dem, der da glaubt, das war der Grundsatz, mit dem Werner ein Werk nach dem andern ins Leben gerufen hat, ein ganz richtiger Grundsatz, wenn mit dem Glauben ein heller Wirklichkeitsfönn verbunden ist und wenn der Glaube anhält nicht nur in dem einen Begründer, sondern auch in der ganzen Schar derer, die von seinen Gedanken hingerissen sind. Aber es scheint doch, daß die Gottesreichserwartung Werner öfters in schwärmerisch überstürzte Unternehmungen trieb, welche die anfängliche Kostenberechnung um das Doppelte und Dreifache überstiegen und, wie z. B. die Reutlinger Papierfabrik, an der schon zwei Besitzer sich verblutet hatten, überhaupt nicht in die Höhe zu bringen waren. An den Darlehen aber, welche zur Gründung der beiden Fabriken und der 20 Tochter-

anstalten von Werner angenommen worden waren, waren eine große Zahl Leute beteiligt, denen Werners Glaubens- und Liebeskraft ganz fremd war, und die sich nur durch seine übertriebenen und unrealen Versprechungen hatten zur Beteiligung gewinnen lassen. Im Sommer 1862 verbreitete sich zum erstenmal das Gerücht, Werner habe seine Zahlungen gänzlich eingestellt, da in der That mehrere Wechsel nicht mehr gelöst werden konnten. Nun sank der Kredit blitzschnell, eine Menge besonders kleinerer Leute drangen mit einmal auf ihn ein, um ihr Geld noch zeitig zurückzubekommen. Nach einer letzten gelungenen Anstrengung, noch einmal über den Berg zu kommen, brach im November 1863 die Krisis über den Armen herein, er mußte die Regelung seines Schuldenwesens in eigener Person dem Reutlinger Obergerichtsgericht übergeben. Es gehört zum Ergreifendsten, was man lesen kann, die Aufzeichnungen Werners aus den letzten Jahren vor dem Zusammenbruch zu verfolgen. Ein Ringen mit seinem Gott, Mann gegen Mann, ein Ringen zugleich der Liebe gegen die Selbstsucht, der Hoffnung gegen die Verzweiflung, schwere Selbstanklage, aber auch Klage über die verständnislose, in Selbstsucht verkommene Zeit. Nie steht Werner so menschlich vor uns wie in diesen Geständnissen und Gebeten; wer da noch den Mut hat, über ihn zu Gericht zu sitzen, da doch sein einziger Fehler eine zu große, zu blinde Liebe war, der mag es tun. Aber darüber darf man sich bei aller Bewunderung dieses Helden der Liebe und des Vertrauens nicht hinwegtäuschen, daß sein Gottesreichsplan gescheitert ist, und daß gerade die Wernersche Katastrophe als Mahnung zur Nüchternheit will verstanden werden.

Erst im Unglück zeigt sich ganz, was einer ist. Werner trat zunächst in einer „Erklärung an das Publikum“ offen vor sein schwäbisches Volk, ebenso wahrhaftig wie vertrauend. „Die Geduld der Gläubiger,“ heißt es da, „ist durch Versprechungen, die infolge der steigenden Bedrängnis nimmer gehalten werden konnten, mißbraucht worden. Auch will ich nicht verhehlen, daß ich und meine Mitarbeiter in der Wahl der Mittel, in der Leitung der Anstalten, in der Einrichtung und Führung der Geschäfte viele Fehler machten, für welche wir auch empfindlich gestraft wurden. Die Aufgabe, welche riesenartig heranwuchs, überstieg unsere geistigen und materiellen Kräfte; doch ist der Zweck stets mit redlichem Sinn festgehalten und mit unwandelbarem Eifer erstrebt worden.“ Seinen Gläubigern gab er in dieser Erklärung das Versprechen, sie vollständig zu befriedigen, der Reingewinn seiner Hauptwerkstätten sollte ihnen überlassen bleiben, während er selbst wieder wie vor 25 Jahren arm mit seinen Kindern beginnen wolle; nur mögen die Gläubiger ihn nicht nötigen, Arme zu entlassen, und mögen die Bürgen verschonen, solange nicht erwiesen sei, daß das Bruderhaus nicht alles bereinigen könne. Nachdem er dann an sein schwäbisches Volk appelliert hatte mit dem Nachweis, wie er seine Armen seit 25 Jahren versorgte und in den letzten Jahren

je 20,000 Gulden Kostgeld hatte zuschießen müssen, schloß er mit dem Bekenntnis: So trete ich denn vor mein Volk, wohl gebeugt und gedemütigt von einer schweren Last, aber im Herzen glüht die gleiche Liebe zum Herrn, seinen Armen, dem Vaterlande und der Menschheit, wie in den Tagen meiner Jugend; sie ist nur geläutert worden durch die Trübsal; mein Geist ist voll tiefer und köstlicher Erfahrungen, die in der Hitze der Anfechtungen bewährt worden sind; nimmt es (mein Volk) mir etwas ab von meiner Last, dann werde ich ihm mit Freuden den reichen Schatz öffnen, und mit geistigen Gaben vergelten, was es meinen Anstalten in leiblichen Gaben darreicht. Wie es mir auch ergehen möge, so werde ich dem Gott, der mich berufen, und seinen Armen treu bleiben.“

In dieser Erklärung klingt noch etwas von dem ungeschwächten Enthusiasmus des früheren Werner durch, allein solche Worte, in gehobener Stimmung geschrieben, drücken nicht das aus, was ihn in den gewöhnlichen Stunden erfüllte, da war er oft genug ein gebrochener Mann, der keinen Ausweg mehr sah. Nicht daß er am Recht seiner Gedanken irre geworden wäre, an dem Programm der Einführung der Liebe und Gerechtigkeit in das Reich der Industrie. Als eben in jener Zeit in Norddeutschland die Schulze-Delitz'schen Konsumvereine aufkamen, hat Werner sein den Gegensatz zu seinen Unternehmungen erkannt: Schulze baut sein System ganz folgerichtig von der Selbstsucht auf und kommt endlich auch an der Nächstenliebe und Brüderlichkeit an, wie wir von der Liebe aus endlich auch zur Treue und Tüchtigkeit im Geschäft kommen. Welches das Höhere ist, war ihm keinen Augenblick zweifelhaft. Und als Schäffle, der Tübinger Nationalökonom, der im übrigen gerade in der Wernerschen Sache so verdienstlich auftrat, aus dem Beispiel der verunglückten Wernerschen Organisation den Schluß zog, daß die Verknüpfung des Industrialismus mit einem auf christliche Bruderliebe gegründeten Sozialismus nun als edle Illusion erwiesen sei, hat Werner diese Beurteilung freilich konstatiert: „Staatsmänner und Fabrikanten sehen es als einen groben Mißgriff an, daß ich in Geschäften und der Industrie die Liebe an die Stelle der Selbstsucht zu setzen suche. . Der Mammon soll die Herrschaft behalten in dieser Welt und Christus seine Dornenkrone,“ aber er hat das Recht seiner christlichen Auffassung durchaus festgehalten. Nicht in diesem Reich der Gedanken und der Programme hatte er seine Hauptkämpfe zu bestehen, sondern im Reich der Tatsachen, in dem Unglück, das nun unaufhaltsam über seine Anstalten hereinbrach und wogegen das „Recht haben im Prinzip“ doch ein dürftiger Trost gewesen ist. Es regte sich zwar die Teilnahme im ganzen schwäbischen Land und darüber hinaus, in Frankfurt, Leipzig, Bonn, in der Schweiz, wo Werner längst als Reiseprediger unter manchen Zürchern, Baslern, St. Gallern bekannt war: der Helfer Hirzel in Zürich, der warmherzigste und größte Jesusfreund unter den Führern der damaligen Reform,

ist besonders für seine Sache tätig gewesen. Erst strömten Gaben aus allen Gegenden Deutschlands ein, dann trat, freilich für Werner viel zu langsam und bedächtig, ein Aktienverein ins Leben — der württembergische Staat hat durch Schöffles Verdienst mit 50,000 Gulden sich daran beteiligt —, der das gesamte Vermögen und die gesamte Schuldenmasse, die ungefähr von gleicher Höhe eingeschätzt wurden, übernahm. Allein fast mehr als diese große Hilfe, die einen Hauptteil der Wernerschen Werke erhalten konnte, empfand Werner in diesen Jahren, was ihn trotz derselben drücken mußte und was ihm verloren ging: so viele Gläubiger, denen er die Zinsen nicht zahlen konnte, darunter viel kleine Leute in bekümmerten Umständen, deren Gottvertrauen durch ihn geweckt und jetzt durch ihn betrogen war; so manche schöne Tochteranstalten, die nun verkauft werden mußten eine nach der andern, um die drängenden Gläubiger zu befriedigen, jede solche verlorene Anstalt ein Schnitt in sein innerstes Herz: „man haut junge Bäume um, die einst die segensreichsten Früchte der armen Menschheit tragen könnten, weil man jetzt das Holz zum Einheizen braucht“, endlich für ihn selbst und seine ins große gehende Menschenliebe eine gebundene Marschrouten, die Beschränkung auf sein Rettungswerk an den Kindern mit Verdrängung seiner Führerstelle aus dem, was ihm sein Beruf geworden war, der in christlichem Geist zu leitenden Industrie, ja die Abhängigkeit von einem Verein, dessen Mitglieder zum Teil wenigstens so herzlos dachten und echt geschäftsmäßig nur darauf aus waren, reiche Dividenden zu erzielen aus einem Werk, das Gott und der Bruderliebe geweiht worden war. Auch das mag zu Werners Kummer viel beigetragen haben, daß ein großer Teil der Hausgenossen in den vier harten Jahren nach der Krisis, da tatsächlich ein jedes am eigenen Mund absparen mußte, damit die Zinsrückerstattung schneller von statten ginge, die Anstalt verließ und damit der Kern dieses christlichen Kommunismus, die Güter- und Arbeitsgemeinschaft, nicht nur keinen Fortgang nahm, sondern zu ersterben begann, bis zu Werners Tod in immer größerem Maße. Und selbst von all dem abgesehen, wo sind die Nachbildungen geblieben, die Werner durch sein Beispiel hervorzurufen hoffte in seiner engern Heimat und überall und wo blieb das große Gottesreich der Liebe, die ersehnte Swedenborgische Kirche der Zukunft? Werners Stiftung ist in ihrer Weise die einzige geblieben.

Aber nicht mit Klagen darf eine Geschichte Werners endigen. Es ging doch auch wieder aufwärts in den meisten seiner Nöte. Schon die Gründung des Aktienvereins mit staatlicher Hilfe ist ein erster großer Lichtblick gewesen trotz aller Sorgen und Chikanen, die eben dieser Aktienverein über Werner brachte. Dann trat 1866 der „Kreuzerverein“ ins Leben, von Mädchen unter den Wernerschen Hausgenossen gegründet vor allem zur Rückerstattung der Zinsen, zur Wegschaffung des Fluchs, der da noch auf dem Werke liege. „Kreuzer-

verein“ heißt die Gründung, weil auch die kleinsten Gaben hier angenommen wurden: was eine in ihrer Freizeit erarbeitet hatte, was eine sich an Genüssen absparte, was eine von kleinsten Geldgaben bekam, wurde da eingelegt. Das gab 1000 Gulden nur schon vom August bis September 1866 und dann ein Wachstum von Jahr zu Jahr, so daß zu Anfang der 70er Jahre alle rückständigen Zinsen erledigt waren, viele auch durch Nachlaß der Gläubiger. Der Verein blieb aber bestehen und ermöglichte wieder die Aufnahme von Armenkindern in die Anstalten in größerer Zahl. 1868 rief Werner die Brüder von nah und fern zu einem „Fünfguldenverein“ als Nachfolger jenes früheren Hilfsvereins und Vereins zum Bruderhaus zusammen: jedes Mitglied legte jährlich fünf Gulden ein, damit man bedrängten Mitgliedern des Aktienvereins ihre Aktien zurückkaufen könnte. Sein letztes Ziel war, es möchte überhaupt so viel Geld flüssig werden, daß man dem Aktienverein nach und nach durch Rückkauf aller Aktien, soweit sie in den Händen innerlich nicht Interessierter waren, die gesamten Anstalten wieder abnehmen und auf sich selbst, auf ihre eigene Rentabilität stellen könnte. Das hat Werner zu Lebzeiten nicht mehr erreicht, aber man war auf dem guten Weg dazu. 1867 gab der Aktienverein sämtliche Rettungsanstalten, die er noch besaß, samt Gütern und Betrieben mit Ausnahme von Fluorn, das dann 1869 nachfolgte, und mit Ausnahme der Großbetriebe in Reutlingen und Dettingen Werner in Pacht, leider zu dem aus den Anstalten selbst gar nicht aufzubringenden Pachtzins von 4%, der erst 1870 auf 2,5 ermäßigt wurde. Dadurch war Werner in der eigenen Domäne seines Herzens, im Rettungswesen, doch wieder selbständig. Als dann der Aktienverein 1872 wegen schlechter Rendite die mechanischen Werkstätten in Reutlingen zum Verkauf öffentlich ausschreiben wollte, gelang es Werner, durch Verpachtung diese seine industrielle Erstlingschöpfung zu retten, wieder um einen abscheulich hohen Pachtzins, und siehe, durch die Energie der tüchtigen Schweizerfamilie Schlatter kamen diese Papiermaschinenfabrik und diese Möbelfabrik so in die Höhe, daß Werners Eigensinn glänzend gerechtfertigt wurde. 1881, in Voraussicht seines Todes, rief er dann die *Gustav Werner-Stiftung* ins Leben, die sowohl den vom Bruderhaus wieder zurückgewonnenen Besitz als auch, freilich erst nach seinem Tod, den Gesamtbesitz des Aktienvereins übernahm und seinem Werk die Fortexistenz in seinem Geist sicherte.

Aber wie fern war er auch jetzt davon, etwa nur noch für die schweren Sorgen und Aufgaben seiner Werke in der engern Heimat offene Augen zu haben. Aufs aller Intensivste lebte er die damalige Geschichte des deutschen Volkes mit, das Jahr 1866 und das Jahr 1870 und die ganzen 70er Jahre mit ihren kirchlichen und sozialen Kämpfen bis zur kaiserlichen Botschaft vom Jahre 1881, dem verheißungsvollen Anfang des Staatssozialismus. Seine Gottesreichsgedanken und sein Patriotismus standen sich nie im Wege. Er, der

dem deutschen Volk eine besondere Mission für das Gottesreich zuerkannt sah, war am allerfeinfühligsten für seine Sünden und Unterlassungen. Ich kenne kein schöneres Beispiel, wie ein Christ, einer, der es wirklich ist, das große Kriegsjahr durchgemacht hat als Gustav Werner. Ihm schien es gewiß, daß ehe das deutsche Volk zu seiner Gottesreichsaufgabe geschickt sei, müsse es zuvor seine Einigkeit, Freiheit und Selbständigkeit und den ihm gebührenden Einfluß auf andere Völker erlangt haben, müssen edle Triebe, sittliche Kräfte, hochherzige Gedanken in ihm geweckt sein und dazu werde das bevorstehende Gericht dienen. Mit Freuden sah er, wie viele Jünglinge nun von ihrer Genußsucht, Weichlichkeit und Trägheit zu einer edeln Begeisterung für ihr Vaterland sich aufrafften und von mancher Sünde und Leidenschaft sich losmachten, wie viele Opferwilligkeit, Entsagung und Liebestätigkeit aus dieser Drangsalzeit aufsproß, aber er vergaß nicht die Frage, ob am Ende nicht diese Früchte wieder abfallen werden, sowie die Trübsal nachlasse. Mit dem feinsten Gewissen empfand er jedes Unrecht, das von Seite der deutschen Sieger geschah: „Ich bin ein Glied meines Volkes, wenn dasselbe sündigt, so ist es strafbar vor Gott, er kann nur vergeben, wenn eine Sühne durch einzelne dieses Volkes dargebracht wird.“ Er selbst versuchte das zu tun, indem er Kinder aus dem Elsaß, aus Belfort, aus Paris in seine Rettungshäuser nahm und mit seiner Liebe an der fremden Nation zu heilen suchte, was das Schwert verwundet hatte, so viel ein einzelner das kann. Aus seiner großen Hoffnung, daß nun das siegreiche geeinigte Deutschland die priesterliche Aufgabe, welches für ihn eben die soziale war, ergreifen und bewältigen solle, ist freilich nicht viel geworden. Statt dessen hat er die tollste Epoche des Gründungsschwindels nach dem Krieg und das gewaltige Anwachsen einer zunächst jedenfalls vaterlands- und religionsfeindlichen sozialdemokratischen Partei in Deutschland mit angesehen. Ganz klar konnte er sagen: „Die Sozialisten wären nicht so weit abgekommen, wenn sie bei uns, den Gläubigen, mehr Liebe, Wahrhaftigkeit, Barmherzigkeit und Kraft gefunden hätten.“ Die Forderungen der Sozialdemokraten seien in vielen Beziehungen berechtigt; „vermögen wir sie nicht auf geordnetem Weg zu befriedigen, so werden Wege der Gewalt und des Unrechts versucht werden, die statt Hilfe zu schaffen, nach allen Seiten nur Verderben bringen.“ Freilich von Vorträgen, Zeitungsartikeln, Redekämpfen in Volksversammlungen hat er gar nichts erwartet. „Geschrieben wird genug,“ sagt er einmal, „und wie viel Unwahres läuft mit unter. Ist es getan, so wirds zur Rede kommen, sagt Tell.“ Und ein andermal: „Mit Reden wird hier nichts geschafft, sondern nur mit Taten“ getreu seinem alten Wort: Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert. Darum hat er die kaiserliche Botschaft von 1881 so begeistert begrüßt, weil sie Taten in Aussicht stellte, den Ausbau einer großartigen Arbeiterversicherung, die dann ja auch gekommen ist. Das war für ihn endlich wieder ein Stück

Wiederkunft Christi, denn daran hielt er bis an sein Ende sogar mit sich steigender Polemik fest: Nicht von den Wolken her kommt Christus; auf der Erde, in den Menschen und den menschlichen Ordnungen, da will er König sein. Noch auf dem Sterbebette — Werner starb am 2. August 1887 — diktierte er als sein Vermächtnis: Das göttliche Gesetz als das beste, weil es von der Liebe ausgeht, soll nach und nach alle Menschen beherrschen und all ihr Tun durchdringen . . . wodurch dann eben ganz befriedigende Zustände in der Gesellschaft hergestellt und die vielerlei Schäden in derselben völlig geheilt werden.

Das ist modernisierte Apokalyptik und alle, die heute ein ähnliches Endziel im Anbruch zu schauen glauben, können sich auf Werner berufen. Aber in der Art, wie er sich dies Kommen des Gottesreichs dachte, blieb er ein altmodischer Mann. Die sozialdemokratische Bewegung hat er vor allem in seinen spätern Andachten als ein Zeichen des Widerchristi angesehen, der vor dem Kommen Jesu besonders gewaltig sich entfalten muß; ihr wesentlichstes Merkmal schien doch Abfall von Gott zu sein auch für diesen dogmatisch so ungemein weitherzigen Mann. Wir haben es heute sehr leicht, den Christentumshaß der siebziger Jahre als eine nebensächliche Beigabe zu betrachten; von den Männern jener Zeit hat das kein einziger getan und konnte es tun, weil dieser Religionshaß mit einer Leidenschaft und Rohheit sich offenbarte, von der wir in unserer harmlosen Zeit uns keine Vorstellung mehr machen. Das ist allerdings richtig, daß Werner die treibenden Kräfte der Sozialdemokratie nicht verstand und seinen „christlichen Kommunismus“ ja auch immer patriarchalisch und nie demokratisch faßte. Daß in der Arbeiterbewegung eine große neue Menschenklasse zu einem höhern Dasein emporstrebt, das sie nicht von der Gnade und Wohltat der Besitzenden empfangen, das sie sich selbst erobern will, das hat er nie recht gewürdigt und nie in seine Reich-Gottesgedanken aufgenommen. Wenn er aber von den einzelnen Christen, die im Besitz des Glaubens und der Liebe sind, jene großartige Verchristlichung der Großindustrie erwartete, die er als kapitalloser Mann versuchte, so fällt es auf, daß er selten oder nie einen flammenden Buß- und Weckruf in diesem Sinn an seine Zeitgenossen in der großen deutschen Welt ergehen ließ. Ich habe keine Stelle in seinen Aeußerungen gefunden, da er jedem christlichen Fabrikanten und Kaufmann es ins Gesicht sagt, du bist kein Christ und ein Hindernis des Reiches Gottes, wenn du nicht mit deinem Kapital dasselbe versuchst, was ich ohne Kapital gewagt habe, die Einführung der Herrschaft Jesu in das Geschäftsleben und in die Großindustrie. Er war schon ganz zufrieden, wenn er von solcher Seite Unterstützung für seine Anstalten bekam. Dadurch bekommt seine große Hoffnung etwas merkwürdig Lustiges unter die Füße, und es ist der Mann an seiner Zeit vorübergegangen wie ein schönes leuchtendes und wieder erlöschendes Gestirn.

Und doch führt uns gerade dieser Mangel des Wernerschen

Lebenswerks auf seine Kraft zurück. Werner hat darin jedenfalls Recht gehabt, daß man von der Liebe so wenig als möglich reden und so viel als möglich betätigen sollte. Es ist ganz falsch, den Wert dieses Mannes an dem zu messen, was von bleibenden Anregungen für die Folgezeit geblieben ist, und was zunächst der Geschichte im Großen eine solche oder eine andere Wendung gab. Was er, so lange er lebte, und über seinen Tod hinaus für die Menschen, die ihn gekannt haben, gewesen ist, für seine Kinder, die in seiner Liebe groß geworden sind, und für die vielen Großen, die an seiner Liebe ihre kleine Liebe entzündet haben und im Dienst dieser Liebe ihres Gottes froh geworden sind, das ist gar nicht auszusagen, das ist eine Potenz nicht für die Zeit, aber für die Ewigkeit. Es gibt überhaupt nichts Größeres in der Welt, als ein Mann, der nicht schön über Liebe denkt, sondern sie übt, also daß ein ganzer Strom warmherziger, rettender, tragender, verzeihender Liebe von ihm ausgeht auf immer weitere Kreise. Wenn ich mehr Männer wie diesen Gustav Werner in unserer Zeit sehen würde, dann könnte ich an den Anbruch des Gottesreichs glauben, anders kann ichs nicht. Was man von der Bewährung der Bruderliebe Werners lesen und erzählen hören kann, das ist alles so Jesus gemäß und so göttlich, wie ich wenig ähnliches im 19. Jahrhundert kenne. Als ein Knabe aus Zorn über einen Verweis des Hausmeisters die Anstalt in S ch e r n b a c h angezündet hatte, in Abwesenheit aller Bewohner, da rief Werner die Leute zusammen und sagte: „Wir wollen nicht murren, wir wollen den Mund nicht aufstun mit Klagen gegen Gott. Es ist eine heilsame Züchtigung Gottes. Wir haben's auch fehlen lassen an dem Knaben, wir haben zu wenig gebetet für ihn, wir sind zu wenig treu gewesen. Es muß uns alles von Gott zum besten dienen.“ Und als ihm ein andermal eine der Hausgenossinnen, die die Aufsicht über die Mädchen in D e t t i n g e n hatte, über ein Mädchen klagte, man könne gar nicht mit ihr auskommen, es gehe rein nichts und es sei gar nichts an ihr zu bessern, und auf Werners Frage: „Siehst du denn gar keine gute Seite an ihr?“ mit Nein antwortete, da bekam sie von Werner die Aufforderung: „Mach' mir doch die Freude und suche bis zum nächstenmal, ob du nicht doch eine gute Seite an ihr findest.“ Nach 14 Tagen, als Werner wieder kam, sagte sie zu ihm: „Ich hab's gefunden,“ und Werner: „Ei, das freut mich, was hast du denn Gutes an ihr gefunden, liebes Kind?“ Sie: „Man mag mit ihr zanken und schelten, soviel man will, sie trägt nichts nach.“ Darauf Werner: „Mach's du auch so, so wirfst du den Himmel ererben.“ Auf diese schlichte treue Werktagsliebe, die sich Werner schon als Knabe bei jenem Empfang des Abendmahls gewünscht hatte, waren denn auch alle seine Vorträge gestimmt, aber was ihnen die Kraft gab, das war der Umstand, daß dieser Mann kein Wort sagte, das er nicht lebte. Noch bis in seine letzten Lebenstage ist er der Kinderfreund geblieben. Wenn er ausging, so hing an jedem Finger ein Kind sich an. Bei den Volksfesten auf der Achalm, wo man sang,

tanzte und sprang, machte Werner ganz mit, spielte blinde Kuh mit, noch in späten Jahren. Ist das nicht ein Heiliger des Protestantismus, an dem uns das Herz aufgehen muß und durch den man noch heute besser und seliger werden kann? Paul Wernle.

Direkt oder indirekt leben.

Matth. 18, 3: Wahrlich, ich sage euch: wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht eingehen ins Reich Gottes.

Man kann die verschiedenen Typen der Lebensführung nach allerlei Gesichtspunkten gruppieren. Einer der fruchtbarsten scheint mir zu sein der des direkten oder indirekten Lebens.

Indirekt leben bedeutet: nicht aus der Wahrheit des eigenen Wesens, sondern aus der Vergleichung mit andern leben. Das kann geschehen durch Nachahmung oder durch Trotz. Die Nachahmung spielt bekanntlich im geistigen Leben der Menschen eine große Rolle. Sie hat eben ihre starken Wurzeln in der seelischen Konstitution des Menschen. Die Psychologie weiß von einem Gesetz der „Einfühlung“ zu berichten, nach welchem wir nicht anders können, als uns in den Andern zu versetzen und sein Empfinden zu teilen; ja sie behauptet sogar, daß wir erst durch solche Einfühlung zum Bewußtsein unser selbst gelangten, also erst am Andern unser Ich fänden. So ist denn nur zu begreiflich, daß wir geneigt sind, unser Tun an dem der Andern zu orientieren. Eines der zahllosen Beispiele solcher Nachahmung ist die Mode mit ihrer fast rätselhaft ansteckenden Macht. Ein anderes der Neid, der ja nichts anderes ist, als der Schmerz, in einem bestimmten Punkte oder auch allgemein nicht das Leben eines Andern leben zu dürfen. Auch der Ehrgeiz gehört hieher. Der Ehrgeizige will das sein, was die Andern bewundern; sie bewundern aber nur, was ihnen bewundernswert vorkommt, was ihr „Ideal“ ist; er ahmt also ihr „Ideal“ nach. Nicht anders endlich der Machtwille, soweit er in der Freude besteht, über Andere herrschen zu dürfen; auch er richtet sich nach etwas, was in den andern liegt: ihrer Furcht oder Bewunderung.

Gegen diesen Nachahmungsinstinkt der Menschennatur reagieren nun wieder andere Triebe in uns. Der Trotz tritt der Nachahmung entgegen. Sagt die Nachahmung: „Die Andern tun das und das — also tue ichs auch!“ so sagt der Trotz: „Also ich erst recht nicht!“ Aber damit lebt er erst recht indirekt. Auch der Trotzige orientiert sein Tun an dem des Andern. Daß er ihm widerspricht, statt ihn